

Illustriertes Sonntagsblatt

Beilage zum Limburger Anzeiger.

Verrechnet.

Von J. N. Böhme-Kirchner.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die zur Hälfte ausgehobene Grube schien ihrer Form nach wirklich für eine menschliche Leiche bestimmt zu sein, und als man ein wenig Nachschau hielt im Strauchwerk daneben, fand man diese auch; ein etwa fünfzig-jähriger Mann.

Die beiden ertappten Totengräber wollten nicht sogleich mit der Sprache heraus. Nur ungeheure Angst verriet ihre Augen.

„Nun, wird's bald?“ fragte drohend der Leutnant und wies auf die Leiche: „Ihr habt wohl diesen Menschen umgebracht und wolltet ihn nun heimlich verscharren?“

„O nein, Herr!“ versuchte der ältere zu leugnen. „Wir sind keine Mörder, gewiß nicht. Aberzeugt Euch selbst, er ist eines natürlichen Todes gestorben...“

Die Soldaten schmunzelten und der Leutnant verhörte weiter: „Warum seht ihr ihn dann nicht auf eurem Ortsfriedhofe bei?“

„Weil — wir sind nicht von da“ — stotterte der ältere nach einer verlegenen Pause. Er schien überhaupt den Wortführer zu machen und erst mit Mühe eine Lüge erfunden zu haben. „Wir kommen von Nowosieliza, wo wir alle drei vor den Russen geflohen sind. Der da“ — er zeigte auf den Toten — „war schon krank; heute nacht ist er uns vollends zusammengebrochen und gestorben. Wir sind arm, Herr, da wollten wir nun die Begräbniskosten sparen; und — und damit wir eben im vorhinein jedem Verdacht ausweichen, als ob wir etwa an seinem Tode schuld wären, wollten wir ihn heimlich begraben...“

Der Leutnant schüttelte ungläubig den Kopf: „Jrgend etwas muß dennoch dahinter sein, was das Licht zu scheuen hat.“ Er befahl zwei Husaren, die Leiche zu untersuchen, ob eine Wunde oder andere äußere Todesursache an ihr zu finden sei.

Das war nicht der Fall, soviel die oberflächliche Untersuchung durch Laien ergeben konnte. Nun ließ der Leutnant durch die beiden Zivilisten und Mithilfe der Soldaten aus einigen Ästen eine Notbahre herstellen, den Toten darauflegen und befahl schließlich den zwei Fremden: „Packt auf und dann vorwärts marsch!“ Sie mußten mit ihrer Last vor den Soldaten hergehen, der Straße zu, wo die Pferde standen. Dann saßen die Husaren wieder auf und eskortierten ihre seltsamen Gefangenen nach dem nächsten, etwa zehn Minuten Weges entfernten Dorfe. Hier angekommen, ließ der Leutnant abstellen und durch die neugierig zusammengelaufenen Ortsbewohner den Vorsteher holen. Der Leutnant wollte feststellen, ob nicht doch jemand die Leiche oder die zwei Männer kenne; aber es bestätigte sich, daß alle drei hier fremd waren. Was war nun zu tun? Laufen lassen durfte man die zwei auf keinen Fall, wenngleich ein Verbrehen noch nicht nachgewiesen war. Also übergab der Leutnant die Leiche dem Ortsvorsteher in Obhut; er habe dafür zu haften, bis eine gerichtliche Untersuchungskommission eintreffe und die Verhaftung anordne. Die zwei Männer aber ließ er festsetzen und durch

einen Husaren zum Kommando zurückführen; mit den übrigen Leuten setzte er seinen Patrouillenritt fort...

Das Kommando übergab die beiden Eingelieferten nach einem kurzen Verhör — welches nichts wesentlich Neues mehr zutage förderte — der Feldgendarmarie, welche sie den Gerichtsbehörden von Kolomea überstellte, die sich einstweilen in einen Ort nahe der ungarischen Grenze zurückgezogen hatten. Die weiteren Nachforschungen ergaben am Hinterhaupte der Leiche eine Geschwulst, vermutlich herrührend von einem Hiebe mit einem schweren Gegenstande, was jedoch die beiden Verdächtigen hartnädig zu leugnen versuchten. Sie blieben bei ihrer Behauptung, daß sie samt dem Toten Flüchtlinge aus der Gegend von Nowosieliza seien; am Wege hierher sei ihr kranker Genosse an Erschöpfung zusammengebrochen; da mag er sich beim Falle immerhin auch beschädigt haben. Als er gestorben war, beschloßen sie, ihn gleich selbst zu begraben, um einerseits die Begräbniskosten zu sparen, anderseits im vorhinein jedem Verdachte auszuweichen, daß sie zu seinem Tode beigetragen haben könnten.

Natürlich konnte aber dem Gericht diese Verantwortung nicht genügen; um so weniger, als ihre Aussagen nicht auf ihre Wahrhaftigkeit geprüft zu werden vermochten, weil die Gegend — aus welcher die beiden angeblich stammten — inzwischen wieder vom Feinde besetzt worden war und somit keine Nachforschungen dahin erstreckt werden konnten. Die weitere Untersuchung mußte also vorderhand ruhen und die beiden Verdächtigen in Haft bleiben.



Das „Eiserne Kreuz“ für einen „Schipper“.

Es war an einem recht schönen, verhältnismäßig milden Wintersonntag in Debreczin. In der Gartenveranda eines Verwundeten-Spitals saß ein hübsches junges Mädchen, mit einer Handarbeit beschäftigt. Es war eine Bedienstete des Spitals; sie benützte einige freie Stunden zur Erholung, denn die Sonne schien in den ersten Stunden nach Mittag noch recht kräftig und wärmend auf die Glaswand. Aber die Gedanken des Mädchens während seiner stillen Arbeit mußten keine heiteren sein, denn es weinte beständig vor sich hin.

Da schreckte es plötzlich die Anrede auf: „Na, Fräulein Franziska, wo drückt Sie der Schuh? Hat Ihnen der Krieg vielleicht auch was Liebes genommen?“

Die Angeredete war so vertieft gewesen, daß sie gar nicht wahrgenommen hatte, wie schon eine Weile ein Pflegerling des Spitals hinter ihr am Fenster lehnte und seine Zigarette rauchte. Es war ein junger Husar; als sie gegen Ende November die Russen bei Homonna vertrieben, hatte er auch einen Schuß abbekommen und war dann hierher gebracht worden; es war aber nur eine Fleischwunde, die ihn nicht lange im Bette litt. Geza Kövesdi nannte er sich. Er und Franziska hatten bald Bekanntschaft geschlossen, denn er war ein recht artiger Mensch; immer höflich und bestrebt, sich nützlich zu machen, auch wo es gar nicht verlangt wurde.

So trug er für sie regelmäßig das viele Wasser, welches der Haushalt benötigte, seit er wahrnahm, daß dies zu ihren Obliegenheiten gehörte, und ließ sich davon durch keine Unannehmlichkeiten abbringen. Selbstverständlich war er gegen Franziska und behandelte sie mit besonderer Aufmerksamkeit.

oder ein freundliches Wort von ihr zu erhaschen und war glücklich darüber. Freilich ging die Unterhaltung zwischen den beiden nicht immer ganz glatt vonstatten, denn sie verstand nicht viel Madjarisch und er nicht mehr Ruthenisch; aber die Irrtümer, die miteinander hieraus erwachsen, waren nie andere gewesen, als daß sie beide herzlich lachen mußten darüber. Nähere Verhältnisse hatte aber der bisherige Verkehr noch nicht berührt, weil Geza, wie gesagt, sich noch keine zudringliche Frage erlaubt hatte, so sehr er auch das hübsche und sittsame Mädchen augenscheinlich verehrte. Aber eben dies machte ihn auch ihr sympathisch. Und heute vollends — in ihrem Kämmerlein — tat ihr seine teilnehmende Frage wohl und wurde sie mitteilbarer. Nach und nach erzählte sie ihm alle ihre traurigen Erlebnisse.

Der Leser hat ja in ihr wohl längst die Pflgetochter Michaela Sawryluk erkannt, welche wir verließen, als dieser wegen des Hausverkaufs nach Czernowitz ging. Kaum war er fort, begannen westlich davon, über dem Pruth, abermals die Vorpostengefächte mit dem hartnäckigen Feinde. Man konnte das Anatzen der Gewehre ganz deutlich hören. Aber die Österreicher überraschten die Russen durch eine unvermutete Überschreitung des Flusses und eine Umgehung, so daß die Zurückgeschlagenen in eine schreckliche Falle gerieten und von den österreicherischen Geschützen fast aufgerieben wurden; die Reste flohen gegen die Grenze bei Rowosieliba, hart verfolgt.

Das waren für Franzuschia Tage voll doppelter Angst und Sorge gewesen, denn auch der Vater war nicht zurückgekehrt, obwohl beinahe eine Woche schon um war. Endlich konnte sie ihre Unruhe nimmer meistern und ging zum Vorsteher, er möge Rat schaffen, was sie tun solle.

„Nun, nun“, tröstete dieser. „Er wird schon wieder kommen. Wahrscheinlich ist halt das Geschäft durch irgendwas verzögert worden. Nur Geduld!“

Aber Sawryluk kam auch in den folgenden Tagen nicht heim, auch keine Nachricht von ihm. Und zu allem Jammer wurde überdies plötzlich das Dorf alarmiert: „Die Russen kommen!“ Schredengepeitscht bereitete sich neuerdings alles zur Flucht. Es war gegen Mitte November, als die Russen — das gut verteidigte Czernowitz — das erst später wieder geräumt wurde, beiseite liegen lassend — nun ihrerseits den Pruth überschritten und sich bei Storozhnyeh und Sulka versammelten. Die Kosaken streiften wieder plündernd, brennend und mordend über das Land und das Schredensgerücht lief schon weit vor ihnen her.

Wie hätten aber unter diesen Umständen behördliche Nachforschungen nach dem verschwundenen Sawryluk angestellt werden können? Franzuschia wollte anfangs durchaus zurückbleiben und auf den Pflegevater warten. Aber endlich ließ sie sich doch das Zwecklose solchen Beginns klar machen: auch wenn der Vater sonst heil wäre, könnte er ja durch die feindlichen Linien ohnehin nicht zurückkommen; inzwischen setzte sie selber aber — allein — sich den größten Gefahren aus, denn ein zweitesmal möchte sie vielleicht nicht so glimpflich davontommen wie das erstemal, wo man sie wohl nur aus Mitleid und Achtung für das dem Vater gebrachte Opfer schonte. Bald würden ja die Russen abermals vertrieben sein und dann werde auch der Vater, der wohlgeachtet in Czernowitz weilte, wieder unverfehrt heimkehren können. Diese Hoffnung war auch der einzige Grund, der sie schließlich bestimmte, dem Freundesrate zu folgen. In größter Eile wurden nun die allerartigsten Vorbereitungen auf Wagen verpackt und dann abgefahren, was die kleinen Dugulenpferdchen nur ausgreifen konnten. Nicht allzuweit hinter den Blühtlingen trachten bereits

Schüsse und lohten die Strohdächer der Dörfer auf. Mit Tränen und unbeschreiblichen Gefühlen sahen die armen Heimatlosen ihre Heimstätten untergehen ...

Die Hoffnung, bald wieder umkehren zu können, war aber eine Täuschung gewesen. Immer weiter drängte der Feind nach und trieb sie und Hunderte von Schicksalsgenossen vor sich her, gegen die Karpathen zu, um sich nach Ungarn zu retten. Erst hier zerstreuten sich die Scharen wieder. Franzuschia hatte sich dem Ortsvorsteher und einigen anderen Nachbarn angeschlossen, welche Debrehin zum einstweiligen Aufenthalte wählten, weil die ziemlich große Stadt ihnen am ehesten Erwerbsmöglichkeiten versprach. Franzuschia rechnete außerdem auf des Vorstehers Beistand und Zeugenschaft bei den Nachforschungen nach dem Vater. Ihr erster Weg in Debrehin war auch auf die Polizei, wo auf ihre Bitte über den Fall ein ausführliches Protokoll aufgenommen gegenwärtig leider unmöglich sei, in Czernowitz Nachforschungen zu pflegen, da die Stadt wegen ihrer abgesonderten Lage inzwischen auch wieder aufgegeben worden sei, und vertröstete auf die Zukunft.

Aber die Trostversuche hatten wenig Erfolg. Hatte doch schon hie und da einer der Nachbarn auch die Vermutung ausgesprochen, daß der Brief des angeblichen Hauskäufers ein fingierter gewesen und an Sawryluk ein Verbrechen begangen worden sein könne. Was sollte sie beginnen, wenn das zutrifft? Wo sollte sie den Vater oder vielleicht gar seine Leiche ausfindig machen?

Durch Vermittlung des freundlichen Polizeibeamten erhielt sie endlich den Dienstposten im Spital, wo sie nun schon seit vielen Wochen zur Zufriedenheit tätig war, aber vergeblich auf Nachrichten von dem verschollenen Vater harrete. Denn die wiederholten Einbruchversuche der Russen über die Karpathen, die nur in zähen Kämpfen abgeschlagen werden konnten, verschlossen ständig das Gebiet, auf welchem die Nachforschungen hätten gepflogen werden müssen.

So war's allmählich Weihnachten geworden und Franzuschia hatte schier die Hoffnung aufgegeben, ihren Pflegevater jemals wiederzusehen oder etwas von ihm zu hören. So echt war ihr Kummer, daß es sie kaum berührte, als der Vorsteher gelegentlich einmal die Sprache auch auf die Erbschaftsangelegenheit brachte und meinte,

die Sache sei doppelt schlimm, weil sie auch ihr Erbe nicht antreten könne, solange das allfällige Ableben Sawrylucs nicht durch Zeugen erwiesen werde; wenn er nicht aufgefunden würde, so müßte sie bis zu einer gerichtlichen Todeserklärung warten; das aber würde — da Sawryluk erst fünfzig Jahre alt sei — nach dem Gesetz noch dreißig Jahre dauern, und inzwischen würde sie auch ihre schönsten Jahre hinter sich haben, ehe sie in den Genuß des Erbes käme. *) Darauf erwiderte Franzuschia aber bloß weinend: „Ach, ich verlange ja nichts, als daß ich meinen guten Vater wiedersehe und ihn noch recht lange habe. Wegen diesem Geld braucht er nicht zu sterben, ich hätte es mir ja ohnehin nie gehofft. Aber daß er vielleicht ein schreckliches Ende hat nehmen müssen, das fürchte ich!“

Das alles hatte Franzuschia heute ihrem Freunde, dem jungen Husaren, erzählt, und merkte in ihrem Schmerze gar nicht, daß

*) Hier muß bemerkt werden, daß sich der Vorsteher in einem Irrtume befand. Die Fristen für die Todeserklärung wurden nämlich erst kurz vorher, mit kaiserlicher Verordnung vom 12. Oktober 1914, abgekürzt, was noch nicht zu seinem Kenntnis gelangt sein mochte. Fortan genügt es, wenn am Tage der Todeserklärung fünf Jahre seit der letzten Nachricht vom Leben des Verschollenen und 70 Jahre seit seiner Geburt, oder 10 Jahre seit der letzten Nachricht und 30 Jahre seit der Geburt verstrichen sind, wenn Schluß des Jahres an gerechnet, in dem er den vorhandenen Nachrichten zufolge noch lebt hat.



Ein Granat-„Splinter“.

Innenste eines Sprengstücks einer 39-cm-Granate, die wahrscheinlich von einem englischen Schiffsgechütz abgeschossen wurde. Dieser Granatsplinter wiegt 210 Pfund.

